

Rainer Buck



Aljoscha

Eine Geschichte vom Suchen und Finden



ORANGE
CURSOR
.....

Aljoscha

Eine Geschichte vom Suchen und Finden

Roman

Rainer Buck

Verlag Orange Cursor

Erstausgabe im November 2013
als Orange-Cursor-E-Book
Alle Rechte bei Orange Cursor

Copyright © 2013
by Orange Cursor
A-9020 Klagenfurt
Schlossweg 6
www.orangecursor.com

ISBN 978-3-902963-07-9

Erster Teil

Der Schriftsteller

Karel Puto war ein zufriedener Mensch. Jedenfalls erweckte er in allen diesen Anschein, denn er war zu jedermann stets freundlich. Seine äußere Erscheinung war unscheinbar, fast schäbig. Ein aus der Mode gekommener Mantel kleidete ihn von September bis Mai, im Sommer sah man ihn meist in mangelhaft gebügelten langärmeligen Hemden. Man merkte ihm den Junggesellen an und hätte sich möglicherweise nicht gewundert, ihn zuweilen oder regelmäßig trinkend vor Bahnhofskiosken anzutreffen, jedoch deutete sein frisches, fast jungenhaftes Gesicht mit keiner Spur darauf hin, dass er einem Laster anhing.

Sein bevorzugter Aufenthaltsort war die städtische Bibliothek, die in der Innenstadt in einem großen Gründerzeithaus untergebracht war. Diese betrat er an manchen Tagen schon früh morgens, um sie erst dann wieder zu verlassen, wenn hinter ihm die mächtige Tür des Haupteingangs abgeschlossen wurde. Er hatte sich einen Arbeitsplatz eingerichtet, auf dem sich verschiedene Fachliteratur zu russischer Dichtkunst im Allgemeinen und zu Fjodor M. Dostojewskij im Besonderen stapelte, denn diesem Dichter gehörte seine Leidenschaft.

Das schon reichlich abgegriffene Exemplar der »Brüder Karamasow«, das tagsüber stets aufgeschlagen vor ihm lag, war Karel Putos eigenes. Es war bereits übersät mit Randnotizen und Unterstreichungen, aber Karel schien immer noch ein Plätzchen zu finden, wo er einen Vermerk oder nochmals eine Unterstreichung anbringen konnte.

Die Bibliothekarin Marlies Kunstmann richtete von ihrem Platz hinter dem Tresen aus immer wieder ihren beobachtenden Blick auf Puto. Sie musste schmunzeln, wenn sie sah, wie sich manches Mal Erregung seiner bemächtigte, bevor er zum Stift griff und etwas in sein Buch oder auf einen bereitliegenden Papierbogen schrieb. Sie hatte etwa ein halbes Dutzend männlicher Kunden wie Karel Puto, aber keiner schien so ausdauernd und akribisch bei der Sache zu sein wie er.

Die meisten dieser Privatgelehrten waren mürrisch und unzugänglich und reagierten auf jede Art von Unterbrechung ihrer »Arbeit« unwirsch, aber Puto schien durchaus erfreut und dankbar, wenn man ihn auf seine Studien und

Notizen ansprach. Zuweilen geriet Puto dann sogar in einen Redefluss und dozierte über Dostojewskij oder das Buch, das er als »das Hauptwerk des Dichters« bezeichnete.

Schon bei seinem zweiten oder dritten Aufenthalt in der Bibliothek hatte Marlies Kunstmann von Karel Puto erfahren, warum er sich so intensiv mit Dostojewskij beschäftigte. Er war mehrmals an ihren Tresen gekommen, um sich nach einer älteren Monographie und weiterer Sekundärliteratur zu erkundigen. Eine Rückfrage von ihr hatte er zum Anlass genommen, sie in seine Pläne einzuweihen.

»Sie müssen wissen, liebe Frau, dass ich nicht zum Müßiggange hier bin, sondern dass ich Vorstudien zu einem Buch betreibe, welches mein erster Roman werden soll.«

»Das ist ja interessant«, entgegnete Marlies Kunstmann, obwohl sie es nicht sonderlich interessant fand. Sie kannte eine ganze Anzahl von Menschen, die ständig und immer wieder an ihrem ersten Roman arbeiteten. Jemand, der wie sie im Reich der Bücher beschäftigt war, konnte den Eindruck bekommen, die halbe Welt schreibe gerade am »ersten Roman« (bis auf einige Seniorinnen und Senioren, die an ihren Lebenserinnerungen werkten). Ihr vertraute man dies gerne an, weil sie ja als Bibliothekarin Verständnis für lesende und schreibende Menschen haben musste. Als aber Karel Puto anfang, ausführlicher von seinen Plänen zu erzählen, hörte sie schließlich doch genauer hin, auch wenn sie noch daran zweifelte, ob sie den freundlichen, etwas abgerissen wirkenden Menschen ganz ernst nehmen konnte.

Zunächst hatte sie ihn für einen komischen Kauz gehalten, da er sie »liebe Frau« genannt und von »Müßiggange« gesprochen hatte. So drückte sich schließlich kein heutzutage lebender Mensch aus. Was seine Art zu reden betraf, neigte Karel Puto manchmal zu altertümlichen Floskeln, vor allem wenn er längere Zeit in die Welt seiner Lieblingsliteratur abgetaucht war. Hatte er sich jedoch warmgeredet, fiel diese Sonderlichkeit kaum noch ins Gewicht. Und als er einmal das an die Brust geheftete Namensschild der Bibliothekarin entdeckt hatte, sprach er sie sogleich weniger feierlich, dafür aber mit ihrem Namen an.

»Frau Kunstmann, ich weiß nicht, welche Literatur in Ihrer Gunst am höchsten steht. Haben Sie zum Beispiel die Bücher von Dostojewskij gelesen?«

»Nicht alle, aber doch einige, ›Der Spieler‹, zum Beispiel.«

»Na ja, das ist eine spannende Erzählung, aber ...«

»Schuld und Sühne«, schob sie gleich nach. »Ich fand den Roman etwas schwierig, aber doch interessant. Ich bin ja sonst kein religiöser Mensch.«

Es schien, als belebte sich Karel Putos Blick auf diese Bemerkung hin noch um einige Grade. Mit einer Spur von Eifer in der Stimme entgegnete er: »Man muss dazu ja gar kein religiöser Mensch sein. Der Dichter behandelt das Thema nicht hauptsächlich von einem religiösen Standpunkt aus!«

Marlies Kunstmann war für einen Moment irritiert, auf was ihr Gegenüber hinaus wollte. Mit erklärendem Tonfall sagte sie: »Ich hatte aber doch den Eindruck, dass ›Schuld und Sühne‹ voller biblischer Bezüge steckte. Ging es nicht um die Frage von Gnade und Vergebung?«

»Das schon«, bemerkte Puto, immer noch mit dem gerade entfachten Feuer in seinem Blick, »aber kann man die Frage nach Gerechtigkeit auf Religion reduzieren? Aus meiner Sicht behandelt Dostojewskij Menschheitsfragen schlechthin!«

»Das mag sicher stimmen. Ich bin ja keine Expertin, weder für Dostojewskij noch für Religion«, sagte Marlies Kunstmann. In ihr war der Verdacht aufgekommen, für den Mann vor ihrem Tresen könnte Dostojewskij möglicherweise Religion sein.

Karel Puto hatte sehr wohl aus der letzten Antwort der Bibliothekarin herausgehört, dass ihr nicht unbedingt der Sinn nach einer Lektion über Dostojewskij stand, aber er hatte nun einmal nicht allzu oft die Gelegenheit, sich über sein Lieblingsthema zu unterhalten, und so unternahm er nochmals einen Anlauf: »Das bedeutendste Werk von Dostojewskij ist zweifellos ›Die Brüder Karamasow!«

Die Bibliothekarin sah ihren Versuch, das Gespräch über den russischen Dichter schnell zu beenden, als gescheitert an und war deshalb so leichtsinnig, eine weitere Bemerkung zu machen: »Das Buch war mir immer zu dick, aber wir lasen daraus in der Schule die Legende vom Großinquisitor. Geht es darin nicht auch um Religion?«

Marlies Kunstmann notierte mit einem gemischten Gefühl aus Amüsement und Resignation, dass ihr Gegenüber mit dankbarem Ausdruck in den Augen tief Atem holte, ehe er zu einem kleinen Vortrag ansetzte.

»Sie müssen wissen«, sagte Karel Puto, »dass ›Die Brüder Karamasow‹ der letzte große Roman war, den Dostojewskij geschrieben hat. Es scheint, als habe er nochmal alles in dieses Werk hineingelegt, die Summe seiner Gedanken über

Gott und die Welt. In den drei Brüdern Iwan, Dimitrij und Aljoscha finden wir Charaktere, die das ganze Spektrum der menschlichen Existenz verkörpern; den modernen Menschen, der an Gott zweifelt, den hin- und hergerissenen Menschen, der an seinen Leidenschaften fast zugrunde geht und den Menschen, der Christus in seinem Herzen hat und sein Leben als Pilgerschaft hin zu Gott versteht.«

»Muss solch ein Buch, in dem die Hauptpersonen offensichtlich jeweils eine Seite des menschlichen Wesens verkörpern, nicht reichlich konstruiert und blutarm wirken?«, fragte die Bibliothekarin.

Puto holte abermals tief Luft und entgegnete: »In den Händen eines Romanciers, der weniger Einblicke in die menschliche Existenz hat, gewiss! Aber Dostojewskij durchdringt die menschliche Seele wie kein anderer und kennt alle ihre Widersprüchlichkeiten. Er weiß darum, dass der hartnäckigste Gottesleugner im Grunde getrieben ist von einer tiefen Sehnsucht nach Gott, und er weiß, dass Glauben nie frei sein wird von Zweifeln. Lesen Sie das Buch und Sie werden sehen, dass Dostojewskijs Figuren Fleisch und Blut besitzen, dass sich in Iwans Atheismus enttäuschte Liebe und eine verzweifelte Suche nach Gerechtigkeit widerspiegeln oder in Dimitrijs Haltlosigkeit der immerwährende Kampf um das Gute im Leben sowie die Hindernisse, die wir Menschen uns selbst ständig in den Weg stellen! In Aljoscha aber, dem jüngsten der Brüder, finden wir eine radikale Herzensfrömmigkeit. Eigentlich ist er nicht von dieser Welt. Er ist ein Fremdling, ein Pilger auf Durchreise, und doch steckt er mitten in dem wilden, bunten, bedrohlichen Leben. Er begegnet Sünde, Armut und Verzweiflung, stößt mit seiner radikalen christlichen Liebe auf Spott und Ablehnung und bleibt sich doch selbst trotz aller Zweifel treu.«

»Das klingt durchaus faszinierend, wobei ich, wie vielleicht schon erwähnt, nicht sehr religiös bin.«

»Ach, kommen Sie mir doch nicht wieder mit Religion! Hier haben wir es mit dem Leben schlechthin zu tun, mit der menschlichen Existenz! Ich denke, jeder, der ehrlich fühlt und bereit ist, über das Leben nachzudenken, wird in diesem Buch hilfreiche Entdeckungen machen und er wird feststellen, dass Dostojewskij etwas vom Leben weiß und dieses Wissen weitergibt, unbeeindruckt von irgendwelchen Dogmen und Ideologien.«

»Aber er ergreift doch Partei für den Christen, für diesen Aljoscha, oder?«

»Er lässt uns Aljoscha einige Schritte seines Lebens begleiten, seine Erfahrungen teilen, aber es bleibt uns überlassen, ob wir ihn lieb gewinnen und

seinen Weg als den richtigen ansehen. Selbst wenn wir ihm unsere Sympathien schenken, stellt Dostojewskij unser Herz auf eine Probe, denn Aljoscha ist kein üblicher Held.«

»Also nicht wie Karl Mays Old Shatterhand oder Kara Ben Nemsi, der seiner christlichen Überlegenheit mit Fausthieb und Schießgewehr Nachdruck verleiht?«

Marlies Kunstmann versuchte, Karel Putos zunehmenden Eifer durch eine zum Abschweifen animierende Bemerkung zu dämpfen, doch dieser nahm ihren Einwurf ohne Zögern auf: »Aljoscha wirkt im Gegensatz zu den Helden Karl Mays manchmal wohl eher wie ein Schwächling, aber die Bibel sagt ja, dass Gottes Kraft gerade in den Schwachen mächtig ist.«

Jetzt bekam die Bibliothekarin ihre Chance, die Gedanken ihres so redselig gewordenen Stammkunden umzudirigieren. Lächelnd sagte sie: »Nun, dann ist Ihr Aljoscha vielleicht der überzeugendere christliche Held als Kara Ben Nemsi. Das werden wir einmal mit Herrn Hiller erörtern müssen.«

»Herrn Hiller?«

»Ja, der Mann mit dem schwarzen Texas-Hut, der wie Sie immer zum Bücherstudium hierherkommt. Er ist Ihnen sicher schon aufgefallen. Herr Hiller ist ebenfalls ein Stammgast und vor allem ein großer Karl-May-Experte.«

»Seltsam, dass Sie Karl May erwähnen! Ich heiße nämlich Karel, weil bereits mein Großvater ein begeisterter Karl-May-Leser war und diese Begeisterung auf meinen Vater vererbt hat. Er besaß eine ganze Karl-May-Bibliothek.«

»Oh, da müssen Sie sich unbedingt einmal mit Herrn Hiller unterhalten!« Marlies Kunstmann lächelte. »Vielleicht lässt er sich durch Sie ja auch von Dostojewskij begeistern. Mich haben Sie schon recht neugierig gemacht!«

Um diese nur zur Hälfte wahre Bemerkung zu beglaubigen, rang sich Marlies Kunstmann in einem plötzlichen Anflug von Selbstverleugnung noch zu einer letzten Großtat einfühlsamer Nächstenliebe durch. Sie ermutigte Karel: »Nun müssen Sie mir aber auch sagen, was Ihr geplanter Roman mit Dostojewskij zu tun hat?«

Karel Putos Antlitz leuchtete, aber er versuchte, möglichst sachlich zu erklären: »Ganz einfach. Im Vorwort zu den ›Brüdern Karamasow‹ erwähnt der Dichter, dass das Buch zwei Teile habe, wobei der erste Teil nur eine kurze Episode aus dem Leben des Romanhelden Aljoscha beleuchtet, während der zweite Teil den

weiteren Lebensweg Aljoschas als christlicher Pilger in der Welt beschreiben soll. Leider ist dieser Teil nie geschrieben worden!«

»Weil der Dichter vor der Vollendung des Buches starb?«

»Ich weiß es nicht. Einerseits wage ich es nicht, in diesem großartigen Buch nur ein Torso zu sehen, andererseits frage ich mich, was diesem interessanten Menschen Aljoscha Karamasow in seinem weiteren Leben noch hätte widerfahren können. Wollte Dostojewskij in ihm das Idealbild eines Christen zeichnen? Hatte er vielleicht den Plan, ein Buch voller Heiligenlegenden um diese Person zu schreiben?«

»Wollen Sie nun gar die Fortsetzung dieses Buches schaffen?«

Karel Puto errötete. »In gewissem Sinne ja. Und doch zweifle ich, ob mich meine Studien in die Lage versetzen, diesen Stoff bewältigen zu können.«

»Wenn es keine Aufzeichnungen zu diesem zweiten Teil gibt, sind Sie doch frei, sich eine Lebensgeschichte für diesen Aljoscha auszudenken?«

»Ausdenken?« Karel lachte etwas empört auf. »Ich möchte wahrheitsgetreu und schonungslos ehrlich darstellen, wie sich ein echter Christ, ein wahrhaftes Kind Gottes in einer Welt wie der unseren behaupten kann. Ob er scheitern muss? Ob er gekreuzigt wird? Wie weit er die Liebe leben kann, die Jesus Christus in der Bergpredigt gelebt hat.«

»Es gibt doch viele fromme Bücher mit Helden, die Heilige sind. Ich will nicht wieder mit Karl May kommen, aber Winnetou ...«

»Wir reden hier nicht von Märchenbüchern«, erhob Karel jetzt seine Stimme. »Ich will ein Buch schreiben, das einen Menschen aus Fleisch und Blut skizziert. Einer, der glaubwürdig ist, egal ob ihn ein Christ als Vorbild erwählen möchte oder ein Heide als Spottobjekt. Ich muss die Antwort auf die Frage suchen, ob es einen wahrhaften Nachfolger Christi hier in unserer Welt geben kann und wie dieser Heilige sein Leben führen würde!«

»Vielleicht müssten Sie dazu die Lebensbilder der bekannten Heiligen studieren? Zumindest die Kirche behauptet ja, dass dies keine Märchen sind!«

»Aber die meisten dieser Heiligengeschichten haben doch eine Eindimensionalität, die dem Leben nicht gerecht wird! Um Dostojewskij fortzuschreiben, muss ich schon tiefer in die Seele eines solchen Heiligen eindringen, muss ihn mit all seinen Facetten kennenlernen! Ich möchte feststellen, ob es nicht im vollkommensten Heiligen noch Widersprüche gibt. Ja,

vielleicht muss ich noch etwas zurückgehen und fragen, ob es überhaupt zulässig ist, in einem wahrhaftigen Buch über die menschliche Existenz einen im tiefsten Sinne Heiligen und Nachfolger Christi vorkommen zu lassen? Vielleicht gibt es solche Menschen gar nicht, vielleicht kann man nur in Wünschen und Gedanken und Idealen ein Christ sein, nicht aber im wirklichen Leben!«

»Das sind ja spannende Fragen.« Marlies Kunstmann achtete nun nicht mehr darauf, ob sie mit dieser Bemerkung auf Karel Puto glaubwürdig wirkte, sondern schaute auf die Uhr. »Sie müssen mir gelegentlich erzählen, wie Sie vorankommen mit Ihren Studien und mit Ihrem Roman. Und versäumen Sie es nicht, sich einmal mit Herrn Hiller über Karl May zu unterhalten!«

Karel und Karl

Nach diesem ersten Gespräch mit Marlies Kunstmann hatte Karel Puto gehofft, in der Bibliothekarin eine regelmäßige Zuhörerin zu finden. Er war eigentlich zurückhaltend und hielt sich für ein wenig schüchtern, aber er merkte doch, dass es gut war, sich ab und zu jemandem mitzuteilen und Anstöße zu erhalten. Die Bibliothekarin schien ihm allerdings in der nächsten Zeit kaum noch besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Sie bediente ihn am Tresen freundlich, machte aber immer einen sehr beschäftigten Eindruck. War er ihr zu sehr mit der Türe ins Haus gefallen? Puto hatte festgestellt, dass viele Menschen nicht gerne über Fragen des Glaubens und der Religion sprachen. Es verwunderte ihn, denn für ihn waren das existenzielle Fragen. Zumindest seit er sich mit Dostojewskij beschäftigte.

Er war in einem katholischen Elternhaus groß geworden. Der Besuch der Messe und das Tischgebet waren die Regel gewesen. Er hatte sich daran gehalten, solange er im Elternhaus lebte, denn es gab für ihn keinen Grund, das zu hinterfragen, was seine Eltern ihm vorlebten. Er hatte seinen Vater und mehr noch die Mutter geliebt und geachtet und stets alles unterlassen, was sie hätte verletzen können. Ob sein Vater ein besonders gläubiger Katholik gewesen war, wusste Karel bis heute nicht. In religiösen Dingen hatte sich sein Vater kaum je geäußert. Ganz anders dagegen, wenn es um Fragen der Politik ging! Mehr als einmal hatte sich Karels Vater unerschrocken zu Wort gemeldet, als er die Gerechtigkeit grob verletzt gesehen und festgestellt hatte, dass im real existierenden Sozialismus jener Sozialismus, den er eigentlich schätzte, unreal zu werden drohte. Nach dem Ende des Prager Frühlings war er halb freiwillig und

halb gezwungen mit seiner Frau, dem 14-jährigen Karel und dessen jüngerer Schwester Klara in den Westen emigriert.

Dort, wo sie sich niederließen, gab es kaum Katholiken, sodass die Kirchenbesuche sich fortan auf die besonderen Festtage beschränkten. Als Karels Vater vor einigen Jahren gestorben war, hatte er auf dem Sterbebett keinen priesterlichen Beistand verlangt. Ihm hatte die Anwesenheit seiner Familie genügt. Man hatte ein »Vaterunser« gebetet, der Vater hatte die Augen geschlossen und war friedlich eingeschlafen. Karel erinnerte sich daran, dass eine Tante, die Schwester des Vaters, entsetzt gewesen war, dass man dem Kranken das Abendmahl und die letzte Ölung vorenthalten hatte, aber die Mutter hatte gesagt, wenn der Eingang eines Menschen in den Himmel von solchen Formalien abhinge, verzichte sie dankend auf den Eintritt.

Karel musste ihr im Herzen Recht geben, obwohl er selbst sich zu jener Zeit, es war das Jahr 1990, schon wieder stärker für religiöse Fragen interessiert hatte. Damals war bereits seine Entscheidung für die Schriftstellerlaufbahn gefallen. Ein ärztliches Attest, das er nur zur Hälfte verstand, hatte ihm eine lebenslange Unvermittelbarkeit auf dem Arbeitsmarkt bescheinigt. An handwerklicher Arbeit hinderte ihn ein verkrüppelter Arm, Folge eines Fahrradsturzes, der ihm als 12-Jährigem widerfahren war. Er hatte eine Versicherungslehre mit Mühe und Not zu Ende gebracht, sich aber als unfähig erwiesen, im Büroalltag auch nur einigermaßen mit Anstand zu bestehen.

Als er schon viele Arbeits- und Umschulungsversuche hinter sich hatte, versuchte er einmal seiner Schwester zu erklären, woran er offensichtlich immer wieder gescheitert war. Er hatte sich zu keiner Zeit auch nur die simpelsten Vorgänge in einem Büro einprägen können, weil er nie einen Sinn darin hatte erkennen können, mit Versicherungen zu handeln oder mit Zinsen Geld zu verdienen: »Sobald ich ein Büro betrete, kommt es mir vor, als verlöre ich alle meine Sinne, ich fühle mich zugleich blind und taub. Und wenn ich versuche, mich tastend zu orientieren, lande ich mit Händen und Füßen in einer zähflüssigen Masse.«

Lange hatte seine Umgebung ihm Faulheit unterstellt, aber dazu passte nicht, dass er sich zu jedem neuen beruflichen Anlauf hergab, viele Demütigungen klaglos ertrug und sich für keinen Dienst zu schade war, ehe man ihn doch jedes Mal mit Schimpf und Schande verstieß. Als nun feststand, dass er das Leben eines Frührentners führen würde, hatte er sich vorgenommen, die staatliche

Alimentation nicht in die Tasche zu stecken, ohne der Gesellschaft etwas zurückzugeben.

»Ich beschloss, Schriftsteller zu werden«, hatte er an einem schicksalsträchtigen Tag in sein Tagebuch geschrieben. Gelesen hatte er schon immer viel und gerne. Er fraß sich durch die Literaturgeschichte und blieb bei Dostojewskij hängen, der für ihn Segen und Fluch zugleich war. Segen, weil sich ihm durch die Bücher des russischen Dichters ein ganzer Kosmos erschloss; Fluch, weil er nach der Lektüre von »Schuld und Sühne« alle seine eigenen bis dahin fertiggestellten Manuskripte wegwarf, da sie ihm zu banal vorkamen und unwert, die kostbare Lebenszeit irgendeines Lesers zu beanspruchen.

Er arbeitete seitdem ernsthaft, las und studierte, machte sich ordnerweise Notizen, konnte aber bis heute nie etwas vorweisen, was zur Grundlage eines Buches getaucht hätte. Er war ergriffen von dem Wunsch, mit seinem Schreiben dort anzusetzen, wo Dostojewskij aufgehört hatte, als dieser die letzte Seite der »Brüder Karamasow« geschrieben hatte. Um diesen faszinierenden Menschen Aljoscha Karamasow spann sich noch Ungesagtes, für das er, Karel Puto, die passenden Worte suchen wollte.

Über seinen Studien war Karel Puto zu einem Einzelgänger geworden. Nicht dass er von sich aus jede Gesellschaft gemieden hätte, aber es fanden sich einfach nicht die Menschen, denen er sich mit seinen Plänen und Überlegungen mitteilen konnte. Zuweilen gab es jemanden, der sich in ein Gespräch verwickeln ließ, aber Karel konnte sich an keine Gelegenheit erinnern, bei der in jüngerer Zeit ein Gedankenaustausch jenseits höflicher Konversation zu Stande gekommen war.

Dabei spürte er seit geraumer Zeit, dass es nicht möglich war, sich allein durch Lektüre und Studien den Stoff für seinen Roman zusammenzukratzen. Obwohl er sich dagegen sträubte, wurde es ihm mit der Zeit immer klarer, dass er den Weg in die reale Welt antreten musste. Aljoscha Karamasow, so lebendig er durch das mächtige Dichterwort erschien, blieb immer Teil einer Gesellschaft, die es so schon lange nicht mehr gab. Revolutionen und Weltkriege waren über sie hinweggefegt, technische Errungenschaften hatten ihren Teil dazu beigetragen, das Leben der Menschen nachhaltig zu verändern. Auch wenn sich die menschliche Seele treu war und manche Konflikte immer die alten blieben, würde ein Heiliger, wie es Aljoscha für ihn war, in der heutigen Zeit vor völlig anderen Problemen stehen als damals. Karel Puto hatte den Eindruck, er müsse in seiner Umgebung nach Heiligen Ausschau halten, müsse beobachten, wie sie

ihr Leben in einer oft kalten und feindlichen Welt lebten, was sie ihr als frommes Ideal entgegensetzten.

Es fiel ihm nicht leicht, sich der realen Welt zuzuwenden. Ein Problem bestand darin, dass diese Welt ihm zunächst einmal wenig von sich preisgab. Was bewegte die Menschen, die auf der Straße an ihm vorbei eilten? Es gab zwar solche, die nicht hasteten, die in Cafés saßen oder auf Parkbänken oder am Straßenrand. Aber die Menschen in den Cafés waren meist im Gespräch mit anderen, und diejenigen, die auf Parkbänken saßen, waren es auch, oder sie waren in eine Lektüre vertieft. Die einzigen, die er vielleicht hätte ansprechen können, ohne sie in ihrer Sphäre zu stören, waren jene, die am Rand der Straße saßen. Aber auch dazu fehlte ihm der Mut. War es nicht eine Form von Überheblichkeit, einfach eine dieser armen Gestalten anzusprechen, sie in ein Gespräch zu verwickeln, ohne dass eine Notwendigkeit dazu bestand? Er fühlte sich nicht berechtigt, einen Menschen zu behelligen, nur weil dieser in seiner Situation hilflos und ausgeliefert schien. Solange Karel nicht den Mut aufbrachte, sich zu einem der fein und modisch gekleideten Café-Besuchern an den Tisch zu setzen, räumte er sich auch nicht das Recht ein, einen der Menschen anzusprechen, die in einer Fußgängerzone bettelten. Deshalb suchte Karel Puto vorerst weiterhin nach neuer Fachliteratur.

Der Mensch, der Karel Puto die Tür zur Welt ein Stück weit öffnete, war ausgerechnet ein Privatgelehrter wie er selbst. Er hieß Roland Hiller. Es war derselbe, den Marlies Kunstmann im Zusammenhang mit Karl May erwähnt hatte. Karel begegnete ihm zum ersten Mal am Kopiergerät der Stadtbibliothek. Ein Papierstau und das verzögerte Erscheinen eines herbeigerufenen Technikers spielten Schicksal.

»Neumodischer Schrott«, sagte Hiller, der den Stau verursacht hatte, pflichtschuldigst. »Je komplizierter diese Geräte werden, desto anfälliger.«

»Das ist richtig«, bemerkte Karel.

»Da können Sie eingeben, ob Sie vergrößern, verkleinern, sortieren, wenden und was weiß ich alles wollen, und dann versagt das Gerät bei einer einzigen simplen Kopie.«

»Es wäre besser, man hielte die Dinge einfach und unkompliziert.«

»Da haben Sie wohl Recht!«

»Damit wäre den meisten Menschen am besten gedient. Mit zu viel Technik lässt sich nichts mehr anfangen.«

»Nein, die meisten Menschen werden schon heute technisch überfordert.«

»Wir haben eine Welt voller Spezialisten, aber das einfache Leben funktioniert nicht mehr.«

»Wie wahr!«

An dieser Stelle geriet das Gespräch, das wie ein einstudierter Dialog über Technik im Alltag abgespult worden war, zunächst ins Stocken. Da fiel Hillers Blick auf das Buch in Karels Hand. Sein Autopilot schaltete sich ab und sein Ton gewann an Wärme: »Ah, Dostojewskij! Interessant!«

»Sie kennen ihn?« fragte Karel sogleich, denn in ihm vollzog sich der gleiche Prozess.

»Wer kennt ihn nicht, den großen Psychologen unter den Dichtern?«

»Beschäftigen Sie sich eventuell auch mit ihm?«, fragte Karel hoffnungsvoll.

»Beschäftigen wäre übertrieben. Aber ich habe einige seiner Bücher gelesen und war beeindruckt.«

Karel stellte erfreut fest, dass er dabei war, einen Gesprächspartner zu finden. »Was ist denn Ihr ... Fachgebiet, wenn ich so unverblümt fragen darf?«

»Karl May«, kam es kurz aus Hillers Mund, und es schien, als straffte sich sein Körper, während sein Gesicht offensichtlich einen kampfbereiten Ausdruck annahm.

»Karl May?«, fragte Karel gedehnt, was nicht an seiner Einstellung zu Karl May lag, sondern weil er sich daran erinnerte, dass Marlies Kunstmann ihm von einem Karl-May-Verehrer namens Hiller erzählt hatte.

»Gewiss«, sagte Hiller und seine Augen blitzten. »Denken Sie jetzt nicht, das sei nur ein Trivialautor oder Jugendschriftsteller! Oh, nein! Karl May hat in seinem Spätwerk ...«

»Entschuldigen Sie meine Unhöflichkeit, Sie kurz zu unterbrechen«, sagte Karel. »Sie müssen Herr Hiller sein, wenn ich mich nicht irre.«

»Woher kennen Sie meinen Namen?«, fragte Hiller und schien etwas verblüfft.

»Frau ... Kunstmann, die Bibliothekarin hat Sie mir bereits als großen Experten in Sachen Karl May vorgestellt.«

»Hat sie das?«, fragte Hiller leicht misstrauisch. »Ich dachte, Ihr Thema sei Dostojewskij?«

»Das ist es, aber ich erzählte ihr davon, dass mein Vater und mein Großvater große Karl-May-Verehrer waren. Ich bin sogar nach Ihrem Freund benannt worden.«

»Sie heißen demnach Karl?«

»Karel, wie man es in meiner alten Heimat aussprach und wie es auch auf dem Rücken der alten tschechischen Bücher stand, die mein Vater vererbt bekam. Natürlich habe ich selbst oft und viel in diesen Büchern gelesen. Ich heiße Karel Puto und ich bin erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Hiller.«

Hillers Körpersprache wirkte mit einem Male entspannter. Er reichte Karel die Hand und stellte sich ebenfalls vor. Nachdem er seine Freude über das Kennenlernen zum Ausdruck gebracht hatte, sagte er: »Wenn Sie mit Karl-May-Büchern aufgewachsen sind, können Sie kein schlechter Mensch sein. Wissen Sie zufällig, ob die Karl-May-Ausgabe ihres Vaters jene war mit den wunderbaren Illustrationen von Josef Ulrich?«

»Das kann ich Ihnen leider nicht sagen, aber bebildert waren die Bücher in der Regel. Soviel weiß ich.«

»Eine wunderbare Ausgabe, jeder Sammler würde sich darüber freuen. Halten Sie die Bücher in Ehren!«

»Leider mussten wir sie bei unserer Übersiedlung in den Westen zurücklassen und haben sie Verwandten geschenkt. Es war eine aufregende Zeit, und Karl May ist in meinem Leben damals in den Hintergrund getreten.«

»Ich verstehe«, sagte Hiller und bemühte sich um Verständnis, doch sein Ausdruck wurde wieder etwas förmlicher. Karel schien es zu bemerken, aber er lächelte schelmisch und sagte: »Ja, manchmal verschieben Lebensumstände die Prioritäten. Ich kann Ihnen vielleicht dennoch beweisen, dass ich meines Namenspatrons im Großen und Ganzen würdig bin.«

»Wie meinen Sie das, Herr Puto? Sie müssen mir doch nichts beweisen.«

Aber Karel hatte schon konzentriert die Stirn gefaltet und die Augen geschlossen. Dann sagte er: »Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd Al Gossarah.«

Dass in diesem Moment der erwartete Techniker kam, um das Kopiergerät wieder in Gang zu bringen, konnte den Anfang einer Männerfreundschaft nicht mehr aufhalten.

Literatenkreis

Karel Puto und Roland Hiller mochten sich und wurden bald rege Gesprächspartner. Freilich hatten ihre Gespräche des Öfteren einen eigenen Charakter, da sie abwechselnd in dozierendem Tonfall Monologe hielten. Jeder hörte dem andern in der freudigen Erwartung zu, bald selbst mit Reden an der Reihe zu sein und dann im anderen den lange ersehnten Zuhörer zu besitzen.

Erörterte Karel Puto unter Berufung auf verschiedene theologische Aufsätze, warum es sich beim Fürsten Myschkin und bei Aljoscha Karamasow um »Heilige« oder sogar »Spiegelungen Christi« in ihrer Zeit handelte, hakte Roland Hiller gerne ein, um aufzuzeigen, dass Karl May mit Old Shatterhand und Kara Ben Nemsis die ganze »Menschheitsfrage« auf Reisen geschickt habe. Referierte Karel aber anhand eines herangezogenen Beispiels darüber, wie sich in einem seitenlangen Monolog die psychologische Meisterschaft Dostojewskijs zeige, so wusste Hiller entgegenzuhalten, dass die prallbunten Abenteuer des sächsischen Fantasten May oft Gleichnisse seien für die Lösung psychologischer Rätsel. Der Dichter May habe sich in seinen biographischen Werken oft dazu bekannt, eigentlich ein Psychologe zu sein.

Die glücklichsten Momente ergaben sich, wenn Hiller in einem Dostojewskij-Zitat einen Gedanken erkannte, den May so ähnlich auch geäußert hatte oder wenn Karel in der kindlich naiven Art eines komischen May-Helden eine enge Wesensverwandtschaft mit dem Fürsten Myschkin wahrnahm, in dem die Gesellschaft, die Dostojewskij skizzierte, ja völlig zu Unrecht einen »Idioten« sah. Während Karel dann zum wiederholten Male erklärte, dass ein Mensch wie Myschkin eigentlich in Wahrheit ein Weiser war, erinnerte Hiller daran, wie der drollige Hobbler-Frank auf der Reise zum »Schatz im Silbersee« die Helden Winnetou und Old Shatterhand aus der Gewalt des Utah-Indianerstammes befreit hatte.

In solchen Augenblicken schienen Karel Puto und Roland Hiller gemeinsam der Lösung aller Weltfragen nahe zu sein. Sie fühlten sich untereinander eins und sie fühlten sich eins mit den verehrten Dichtern. Wenn sie diese Momente gemeinsam auf einer Parkbank sitzend auskosteten, hätte Hiller am liebsten eine Friedenspfeife ausgepackt, um gemeinsam mit Karel den Rauch in alle vier Himmelsrichtungen zu blasen: über den kleinen algenbedeckten Parkteich im Süden, in Richtung der stillgelegten Brauerei im Norden, nach Westen, wo sich

der Verkehr über die Bundesstraße quälte, und zum Schluss nach Osten, wo die Stadtverwaltung inmitten des Parks recht lieblos einen Kinderspielplatz angelegt hatte, der vor allem herumhängenden Teenagern als Treffpunkt diente.

Karel dagegen warf dem neben ihm sitzenden Hiller einen heimlichen Blick zu und sagte sich, dass Gott viel Tiefe und manche verborgene Schönheit in den Charakter dieses Menschen gelegt hatte. Er meinte in solchen Momenten in Hiller den Geist Gottes in einem irdenen Gefäß zu erkennen, und er hoffte, immer mehr von diesem Geist zur Freiheit verhelfen zu können, indem er Hiller für das Wahre und Schöne im Leben und in der Literatur begeisterte. Karl May war gewiss ein Steigbügelhalter, um sich aufzumachen, nach der wahren Bestimmung des Menschen zu suchen, aber es gab reinere, ergiebigere Quellen, zu denen er den guten Freund, den er in solchen Momenten schon in Hiller sah, führen wollte.

Im Gegensatz zu Karel kannte Hiller tatsächlich so etwas wie ein gesellschaftliches Leben. Er verkehrte in einigen Lokalen, kannte hier und da Leute, besuchte Lesungen und andere Veranstaltungen. Hin und wieder fragte er Karel, ob dieser ihn begleiten wolle, aber der hatte sich bisher immer entschuldigt. Karel Puto musste sich selbst eingestehen, dass er menschenscheu geworden war. Jede Sicherheit im Umgang mit anderen fehlte ihm, zumindest wenn größere Gesellschaften zusammenkamen.

Als es jedoch darum ging, Karel zum Mitkommen in den »Dichterzirkel« zu bewegen, hatte Hiller nicht lockergelassen und schließlich Erfolg gehabt. Die beiden Männer trafen sich zum verabredeten Zeitpunkt an einer zentralen U-Bahn-Haltestelle, von wo aus sie sich gemeinsam zur Wohnung des Journalisten Achim Leverus aufmachten. Dort traf sich der »Dichterzirkel« einmal im Monat.

Achim Leverus war etwa 50 Jahre alt und arbeitete als Feuilletonredakteur für die größte Zeitung der Stadt. Seine Wohnung befand sich im dritten Stock eines gepflegten Bürgerhauses. Er empfing die beiden Besucher an der Wohnungstür, begrüßte Hiller mit einer herzlichen Umarmung und reichte Karel freundlich die Hand.

»Es freut mich, dass unser Freund Lederstrumpf Sie hierhergeführt hat«, sagte er mit sonorer Stimme. »Willkommen in der Bohème!«

»Sie müssen wissen, dass Herr Leverus ein schlimmes Lästermaul ist«, erklärte Roland Hiller. »Für ihn ist Karl May ein Indianerbuchschreiber und deshalb tituliert er mich mit ›Lederstrumpf‹, obwohl er natürlich weiß, dass

dieser ein Held aus Coopers Romanen ist, der so gut wie nichts mit Karl May zu tun hat.«

»Nun, ich sehe, dass unser Freund Pfadfinder Sie vermutlich in seine Abenteuerwelt der Kinderbücher initiiert hat«, bemerkte Leverus zu Karel.

»Erschrecken Sie nicht, wenn Sie bei uns das erwachsene Leben kennenlernen! Roland ist bei uns natürlich geschätzt und geduldet, denn wir haben ja alle mal mit Karl May angefangen, und nachdem er uns hier im Zirkel einmal mit einigen, wenn auch grottenschlechten Gedichten seines ›Maysters‹ überrascht hat, konnten wir ihm den Ritterschlag nicht verwehren. Er gehört seitdem zum erlauchten Kreis unseres kleinen literarischen Zirkels. Zwar haben wir uns weitere Kostproben aus Karl Mays Gedichtsschatzkästlein verbeten, aber hin und wieder gibt Mays Spätpazifismus unserem eifernden Roland die Gelegenheit, ein philosophisches Gespräch zu bereichern. Von Ihnen, lieber Herr Puto hört man freilich, dass Sie sich von ganzem Herzen der russischen Hochliteratur verschrieben haben.«

»Nun ja«, sagte Karel. »Ich bin ein großer Verehrer Dostojewskijs.«

»Einen, der die weite Seele Mütterchen Russlands in unseren vielleicht etwas verkopften und in Herzensdingen verrohten Männerkreis einbringt, können wir sicher gut gebrauchen«, lächelte Leverus und klopfte Karel auf die Schulter. Jetzt kommen Sie in den Salon und lernen erst einmal die Prachtexemplare unseres Zirkels kennen.«

Der Kreis war überschaubar und bestand zumeist aus Männern zwischen fünfzig und sechzig. Es waren Journalisten, Beamte und Pensionäre. Herausstechend war nur ein jüngerer, gutaussehender Mann. Im Gegensatz zu den meist nachlässig gekleideten anderen Mitgliedern des Kreises war er auffallend elegant. Er hatte ein blasses Jünglingsgesicht mit weichen Zügen. Während die meisten der Männer zumindest Hiller mit burschikosen Bemerkungen empfangen, lächelte der junge Mann die Neuankömmlinge nur freundlich an.

Karel fühlte sich auf den ersten Blick von ihm angezogen. Die anderen Anwesenden wirkten auf ihn zumindest auf den ersten Eindruck wie Menschen, denen man an jeder Straßenecke hätte begegnen können. Lediglich der Gastgeber entsprach mit seiner wallenden ergrauten Künstlermähne und seinen runden Brillengläsern dem typischerweise überlieferten Bild eines Intellektuellen. Der junge Mann dagegen hätte einem Roman von Thomas Mann entspringen sein können. Seine Bewegungen wirkten elegant und geschmeidig. Die

Zurückhaltung, die er an den Tag legte, schien nicht auf Unsicherheit zu beruhen. Fiel im Kreis eine witzige Bemerkung, lachte er nicht laut wie die andern. In seinem Gesichtsausdruck schien sich eine leise Ironie widerzuspiegeln.

Karel selbst verhielt sich etwas unsicher. Wenn man ihn fragte, was er tat, gab er kurz und höflich Auskunft. Konversation war er kaum gewohnt, sodass er sich nach kurzer Zeit etwas verloren vorkam und sich fragte, ob ihm der Abend überhaupt etwas bieten werde. Nachdem noch ein weiterer Gast erschienen war und einen Platz gefunden hatte, klopfte Leverus an sein Weinglas und bat um Ruhe:

»Liebe Freunde. Ich freue mich außerordentlich, dass wir uns heute wieder in meinem bescheidenen Salon treffen können. Unser neuer Freund ... Karel ...«

Hiller flüsterte ihm den Namen zu.

»... Herr Puto also hat sich euch ja bereits bekannt gemacht, und wenn er auch von unserem Freund Lederstrumpf hierher eingeladen wurde, müsst ihr euch keine Sorgen machen, dass wir uns deshalb bald nur noch über Kriegsbeile und Marterpfähle unterhalten werden. Vielmehr ist Herr Puto ein ausgewiesener Experte russischer Literatur, bei der es, wie Sie wissen, zwar auch bisweilen um ›Krieg und Frieden‹ oder ›Schuld und Sühne‹ geht, die Konflikte aber doch eher mit Worten und Argumenten als mit Schmetterhänden ausgetragen werden.«

Hiller sah den Redner mit etwas müdem Ausdruck an. Er schien solche Bemerkungen gewohnt zu sein. Leverus fuhr in seiner Rede fort: »Heute Abend soll aber eher die sanftere Poesie zu ihrem Recht kommen. Sie müssen wissen, Herr Puto, dass es hier im Raum viele tatsächliche und verhinderte Schriftsteller und Dichter gibt und dass wir uns reihum mit Kostproben unseres Schaffens die Zeit vertreiben. Das heißt nicht, dass wir hier längere Lesungen veranstalten. Manchmal liest einer ein paar Takte eines Manuskriptes vor und wir geraten uns darüber gleich in die Haare. Zuweilen kommt auch einer, der für uns das Abendprogramm bestreiten sollte, mit der Bemerkung, er habe just am Vortag aus Verzweiflung darüber, kein neuer Jean Paul zu sein, alles verbrannt, was er geschrieben hatte.«

»Und ein paar verbrennen ihre Sachen auch, nachdem wir sie hier gehört und diskutiert haben«, bemerkte ein feister Herr, der gerade sein Glas wieder auffüllte.

Einige lachten über diese Bemerkung. Leverus sprach weiter: »Nun denn, hoffen wir, dass wir heute keine hoffnungsvolle Dichterkarriere zerstören. Zumal unser Freund Guido uns heute endlich einige seiner Werke vortragen wird.«

Er blickte wohlgefällig auf den jungen Mann, der leicht errötete.

»Wir mussten ihn lange bitten, denn Guido ist keiner, der von sich selbst behauptet, ein unerkanntes Genie zu sein, das sich der Welt unbedingt mitteilen müsse.«

Leverus wandte sich direkt an Karel: »Sie sollten nämlich wissen, lieber Herr Puto, dass wir von dieser Spezies einige hier im Kreis haben. Sie werden sie nach und nach kennenlernen. Vertrocknete Schreibtischtäter und Bürobesetzer, die sich in ihrer Freizeit wie Heinrich Heine gerieren oder mindestens damit glänzen, einen Kurzkrimi an eine Illustrierte verhökert zu haben.«

»Und dem Suff verfallene Journalisten, die darunter leiden, dass sie zwar über andere Schreiberlinge lästern können, selbst aber nichts zustande bringen außer dem Vorwort für eine Kurzgeschichten-Anthologie, die eine Margarinefabrik zu ihrem 75-jährigen Firmenjubiläum herausgebracht hat«, ließ sich wiederum der feiste Herr vernehmen.

»Nimm dies, Schurke«, rief Leverus und schüttete dem anderen einen Rest aus seinem Weißweinglas ins Gesicht.

»Aber, aber, Herrschaften«, schnarrte ein hagerer Greis in einem aus der Mode gekommenen Anzug. »Wir wollen uns doch wie zivilisierte Menschen des 20. Jahrhunderts benehmen. Schließlich sind wir hier doch nicht im Wirtshaus!«

»Gewiss nicht«, antwortete Leverus, »denn hier gibt's den Wein gratis, ob ins Gesicht oder ins Glas. Jeder schenke sich nochmals ein, damit wir uns nun gänzlich ungestört dem Werk unseres jungen Freundes widmen können. Darf ich Sie bitten, Guido?«

Der junge Mann räusperte sich und blätterte in einer Kladde, die bislang vor ihm auf dem Tisch gelegen hatte.

»Nun, meine Herren. Unser geschätzter Gastgeber Herr Leverus war ja schon so freundlich, darauf hinzuweisen, dass ich meine Werke nicht unbedingt reif für eine größere Öffentlichkeit halte. Ich darf Sie also um Nachsicht bitten für meine Versuche, etwas Poetisches zu Papier zu bringen.«

»Fang an, Junge, mach et!«, sagte der Dicke und Leverus drohte grinsend mit seinem Weinglas. Guido hatte inzwischen in seiner Kladde gefunden, womit er seinen Vortrag beginnen wollte.

»Das ist ein ... ein Gedicht, in Griechenland entstanden. Es heißt ›Berg Athos‹.«

Was Guido nun vortrug, hörte sich für Karel Puto schön an, tiefsinnig vor allem. Der junge Dichter schien Sprachgefühl zu besitzen und Beobachtungsgabe. Karel war kein besonderer Freund von Gedichten und hätte nicht sagen können, ob Guidos Verse literarisches Gewicht hatten. Aber es kam fast so etwas wie eine weihevollte Stimmung auf, als die Männer dem ernsthaften Vortrag des jungen Mannes lauschten, dessen Stimme mit zunehmender Dauer der Lesung an Festigkeit gewann. Es folgten weitere Gedichte, die in Griechenland entstanden waren. Danach las Guido einige Verse, die sich mit dem Thema Liebe befassten, romantische, leicht schwärmerische Zeilen, die jedoch nie in Gefahr gerieten, kitschig zu wirken. Ein leichter Weltschmerz schien sich durch alle Verse zu ziehen, ohne jene Form von Wehleidigkeit anzunehmen, die unsentimentale Zuhörer schnell ermüdete.

»Ich danke Ihnen, dass Sie so aufmerksame Zuhörer sind und Nachsicht mit meinen unausgegorenen Ergüssen haben. Zum Schluss und um den Kreis zu schließen möchte ich Ihnen ein Gedicht vortragen, das unter dem Eindruck des Klosterbesuchs auf Athos entstanden ist. Es heißt ›Credo‹.«

Guido holte noch einmal Atem, dann las er:

»Ich glaube

glaube ich

betet es nicht in mir

flüsterte meine Seele nicht ›Heimat‹ beim Betreten der heiligen Hallen

ruft mein Herz nicht ›daheim‹ beim Blick übers Meer

preist mein Mund nicht den Schöpfer beim Betrachten der Mohnblume

ich glaube

glaube ich

Hilf meinem Unglauben durch den Kuss des Geliebten

der die Stille, die Weite, die Schönheit zur Vollendung bringt.«

Die eine Hälfte der Anwesenden verharrte nach diesen Zeilen in stiller Andacht, die andere schwieg leise lächelnd in Erwartung der Szene, die man offensichtlich kommen sah. Die Blicke der letzteren richteten sich auf Achim Leverus, der tatsächlich, nachdem er taktvoll eine Weile geschwiegen hatte, das Wort ergriff: »Guido, Sie überraschen mich!«

Der Angesprochene versenkte errötend den Blick in seinen Manuskripten.

»Nun ja«, fuhr Leverus fort. »Vielleicht ist es gar nicht so überraschend, dass der Heilige Berg, wie man den Athos meines Wissens nennt, aus einem dekadenten Jüngling einen Heiligen macht.«

»Hört, hört!«, protestierte der Dicke. »Guido ein dekadenter Jüngling? Ich an seiner Stelle würde Leverus zum Duell fordern!«

»In einem dunklen Raum, womöglich«, lachte einer aus dem Kreis.

Leverus warf dem Zwischenrufer einen bösen Blick zu und wandte sich dann wieder an Guido: »Die Dekadenz war nicht persönlich gemeint, trotzdem überrascht es mich, dass aus Ihrer Feder, lieber Guido, solche Worte fließen, die Ihnen jedes katholische Sonntagsblatt mit Dank abnehmen würde.«

»Aber, aber«, kam einer dem verlegenen Guido zu Hilfe. »Hinter einer Blume einen Schöpfer zu sehen, das entspricht doch poetischer Freiheit und offenbart noch keine dogmatischen Tendenzen.«

»Poetische Freiheit?« Leverus schüttelte den Kopf. »Freiheit besteht darin, die Ketten solcher Vorstellungen abzustreifen.«

»Ach, unser Herr Leverus wieder als sturer Statthalter humanistischer Emanzipationsideale!«

Ein bis dahin gemütlich wirkender Mann, einer der ältesten Anwesenden, mischte sich jetzt in das Gespräch ein: »Anstatt der Poesie etwas Raum zu lassen, haben Sie deren Geist durch ihre tumben Bemerkungen schon fast wieder vertrieben. Man hat den Eindruck, Sie fürchteten Gott, als ob es ihn wirklich gäbe. Was hat er Ihnen denn getan, dass Sie es nicht mal eine Minute schweigend ertragen können, wenn er sich als Symbol in ein Gedicht verirrt?«

»Das ist Heinrich Lutterhof«, flüsterte Roland Hiller dem neben ihm sitzenden Karel Puto ins Ohr. »Das ist eine Nuss, die nicht einmal Leverus knacken kann.«

Eine Diskussion unter aufgeklärten Menschen

Leverus hatte nach dem Einwurf von Heinrich Lutterhof einiges von seiner Lockerheit verloren. Es war offensichtlich, dass der ältere Mann ihn an einem wunden Punkt getroffen hatte. Leverus suchte einen Weg, sein Gesicht zu wahren.

»Gut gesprochen, Martin Luther«, nickte er Lutterhof anerkennend zu. »Ein Sektenmensch hat mich einmal in der Fußgängerzone angesprochen und mir gesagt, ich müsse ›Frieden mit Gott schließen‹. Vielleicht fehlt mir dieser Frieden ja tatsächlich, solange mich eine altmodische Metapher noch in Unruhe versetzt. Beim späten Karl May, den unser Freund Hiller so verehrt, sah ich es ja noch ein, dass er, nachdem ihm die Fantasie abhanden gekommen war, Gott die Stellung einräumte, die vorher Winnetou innehatte. Nein, protestieren Sie jetzt nicht, lieber Hiller! Ich weiß natürlich inzwischen, dass schon Winnetous Großer Manitu christliche Züge getragen hat. Freilich zahlte ein katholischer Verleger das Fleisch, das sonntags bei Familie May auf den Tisch kam, was vieles erklärt und entschuldigt.«

»Nicht schon wieder eine Diskussion über Karl May«, bat einer aus dem Kreis.

»Keine Angst«, sagte Leverus. »Wenn mir nun Gott, den es nicht gibt, schon wieder eine seiner Fallen gestellt hat, gibt uns das vielleicht die schöne Gelegenheit, unseren neuen Gast gleich heute etwas besser kennenzulernen. Herr Puto, plagte sich nicht der alte Dostojewskij auch ganz ordentlich mit der Gottesfrage herum?«

Der Körper Karel Putos straffte sich. Er atmete einmal tief durch. Dann sagte er: »In der Tat ist die Frage nach Gott in sämtlichen bedeutenden Büchern des Dichters Dostojewskij weit mehr als eine Randerscheinung und ich halte sie sogar für die Triebfeder seines Schreibens.«

»Neben der Frage, wer seinen Sonntagsbraten finanziert«, warf Leverus ein. Als er die bösen Blicke von allen Seiten bemerkte, fügte er entschuldigend hinzu: »Tut mir leid, aber Dostojewskij lebte wirklich nicht gerade in Saus und Braus. Wenn ihr wissen wollt, wie er um Honorare besorgt sein musste, lest einfach einmal die Briefe, die er hinterlassen hat. Der konnte nicht einfach hingehen und sagen: ›Jetzt schenke ich der Welt einen dicken Roman‹.«

»Ich muss Herrn Leverus Recht geben, was die wirtschaftlichen Verhältnisse des Dichters betrifft«, sagte Karel.

»Aber«, meldete sich Roland Hiller zu Wort. »Karl May schuf seine Meisterwerke ebenfalls, um von deren Erlös leben zu können. Dennoch wird keiner behaupten, dass die inneren Beweggründe ihn nicht mindestens genauso an den Schreibtisch trieben.«

»Man wird wahrscheinlich erstaunlich wenige große Poeten finden, die es sich leisten konnten, Kunst um ihrer selbst willen zu produzieren«, bemerkte Heinrich Lutterhof.

»Es sei denn, eine Margarinefirma sorgt zuvor für fett geschmierte Stullen«, ließ sich der Übergewichtige wieder hören und ertete dafür nicht nur von Leverus einen vorwurfsvollen Blick.

Karel fuhr fort: »Meines Erachtens wird die Meisterschaft Dostojewskijs noch unterstrichen, wenn man weiß, dass er seine Romane teilweise in Fortsetzungen ausliefern musste und ihm die Verleger im Nacken saßen. Als Künstler ließ er sich durch nichts korrumpieren.«

»Karl May hat in seiner Not einige Kolportageromane geschrieben, in denen er ganz schöne Zeilenschinderei betrieb.«

Hiller war wieder bei seinem Thema. Aber Karel schien ihm wegen der Unterbrechung nicht böse zu sein. Stattdessen sah er Hiller schalkhaft an und fragte:

»Da seid Ihr Euch auch wirklich sicher, Herr Hiller?«

»Wenn ich es doch sage.«

»Und das ist nicht gelogen?«

»Nein.«

»Und Ihr sagt wirklich die Wahrheit?«

»Ja.«

»Auf welche ich unbedingt vertrauen kann?«

»Gewiss.«

Die Zuhörer folgten dieser spontanen Kostprobe klassischer Kolportagekunst etwas entgeistert, aber Hiller klopfte Karel auf die Schulter und sagte in die

Runde blickend: »Herr Puto kennt nämlich seinen Karl May auch ein wenig, wenn ich mich nicht irre.«

Als Karel sah, dass das kleine Intermezzo bei den Zuhörern eher für Irritationen als für Erheiterung gesorgt hatte, bemühte er sich schnell, den verloren gegangenen Faden wieder aufzunehmen: »Dostojewskij musste mit seinen Romanen zwar Geld verdienen, aber er hätte sich literarisch nie unter seinem Wert verkauft. Das wäre für ihn eine Versündigung an der Wahrheit gewesen. Und die Wahrheit darzustellen, das war seine Intention. Alles, was er über die Seele des Menschen wusste, floss in seine Erzählungen ein. Er kannte die gute und die finstere Seite der menschlichen Seele, er kannte die tiefe Sehnsucht nach Gott und er kannte die menschlichen Leidenschaften, die uns daran hindern, geradlinig auf dem Weg der Wahrheit zu gehen.«

»Folglich ist Gott für Sie kein Widerspruch zur Wahrheit?«, fragte Lutterhof.

Karel Puto zögerte. »Ich glaube nicht«, sagte er leise.

Leverus lächelte. »Wir achten hier natürlich jeden Standpunkt, Herr Puto. Uns die Wahrheit Gottes plausibel zu machen, dürfte jedoch ein schwieriges Unterfangen sein. Selbst für Ihren Karl-May-Freund dürfte Gott wohl eher ein Geschöpf sein, das zum Gleichgewicht des May'schen Fantasie-Universums beiträgt, weniger eine reale Größe.«

Hiller widersprach dieser Ansicht nicht, wurde aber verlegen, als er einen Blick Karels auffing.

»Nun ja«, sagte Leverus versöhnlich. »Vielleicht haben Sie ja in Guido einen heimlichen Verbündeten. Nun, Herr Poet, wollen Sie uns etwas an Ihrem Credo Anteil geben?«

Der junge Mann erklärte mit überraschend fester Stimme, dass er Gott durchaus für eine plausible Möglichkeit halte. Er lächelte freundlich in Karels Richtung und dieser schickte einen dankbaren Blick zurück.

»Bisher hätte ich mich wohl als Agnostiker eingestuft«, sagte Guido. »Aber ich will gestehen, dass jene Zeilen, die ich vorhin vorgetragen habe, zum Zeitpunkt ihres Entstehens durchaus aufrichtig gemeint waren. Ich muss zugeben, es sträubte sich etwas in mir, aus der Schönheit der Schöpfung nicht auf eine Hand zu schließen, die das ganze Universum erneuert und erhält.«

»Aber ist nicht sogar Herr Putos Lieblingsdichter zugleich ein Anwalt gegen Gott? Sprechen nicht die von ihm aufgezeigten Widersprüche und Abgründe der menschlichen Existenz gegen die angebliche Weisheit eines Schöpfers?« Aus

Leverus' Stimme war jetzt jede Ironie verschwunden. »Ich habe irgendwo gehört, die Stellen in Dostojewskijs Romanen, in denen er durch den Mund von Frevlern die Existenz Gottes leugnen lässt, seien dreimal so schnell geschrieben worden wie die Stellen, in denen er Gott verteidigt.«

»Das mag stimmen oder nicht, doch hat sich Dostojewskij ja wohl eindeutig genug zu einem Glaubensstandpunkt bekannt«, entgegnete Karel. »Er zeigt schon in seinem Roman ›Schuld und Sühne‹ auf, dass der Mensch ohne Gott völlig haltlos ist, weil es ohne Gott keine tragfähigen moralischen Gesetze mehr gibt.«

»Aber was beweist diese Erkenntnis wirklich?«, schaltete sich Lutterhof wieder in die Diskussion ein. »Womöglich würde ich Ihnen sogar darin Recht geben, dass die Welt einen Gott ganz gut gebrauchen könnte, der über sie wacht. Ob die Religionsverwalter in Kirchen und Moscheen für diese Ordnungsfunktion zu gebrauchen sind, wage ich allerdings zu bezweifeln. Diese scheinen mir eher zu dem Chaos beizutragen, das unsere Welt leider beherrscht. Dostojewskij mag von der Notwendigkeit Gottes überzeugt gewesen sein, mehr aber nicht!«

»Aber wenn Sie ihn gelesen haben, müssen Sie doch auch bekennen, dass es in seinen Erzählungen Figuren gibt, die quasi durch ihr Leben und ihren heiligen Wandel einen Beweis für Gottes Existenz abgeben!« Karel erhob bei diesen Worten seine Stimme.

»Sie spielen auf Personen wie den Fürsten Myschkin oder Aljoscha Karamasow an?«, entgegnete Lutterhof. »Ich gebe gerne zu, dass diese Figuren lebensecht wirken, obwohl sie wie Heilige gezeichnet sind. Ihr Dichter war eben ein Meister der Darstellung, ein guter Personenerfinder. Von solchen literarischen Gestalten jedoch auf die Existenz Gottes zu schließen, halte ich für gewagt. Sie müssten mir zu solchem Zwecke dann schon einen lebenden Aljoscha zeigen, am besten einen, der sich in einer Welt, wie ich sie kenne, behauptet!«

»Das ist es ja, das ist es ja!« Karel Puto machte fast den Eindruck, als wolle er von seinem Sitz aufspringen. »Das genau ist die Aufgabe, der ich seit Jahren mein Leben und nun mein Schreiben gewidmet habe. Ich will Skeptikern wie Ihnen zeigen, dass es Menschen gibt, in denen Gott mächtig ist. Ich will zeigen, wie diese Menschen heute leben. Die Geschichte von Aljoscha Karamasow muss unbedingt für die heutige Zeit weitererzählt werden!«

»Mit Verlaub, Herr Puto«, sagte Guido freundlich, »das hört sich nach einem spannenden und sinnvollen Unternehmen an. Aber wenn Sie wirklich

überzeugen wollen, darf dieser neue Aljoscha, über den Sie schreiben wollen, keine rein erfundene Person sein. Kennen Sie denn einen solchen Menschen?»

Karel bekannte kleinlaut: »Ich bin noch auf der Suche. Aber ich stehe ja erst ganz am Anfang.«

Leverus sagte mit leichter Ironie: »Dann mal fröhliches Suchen, Herr Puto. Ob Sie bei uns fündig werden, wage ich zu bezweifeln, aber der Herr Jesus verkehrte ja auch unter Gesindel. Ich fürchte freilich, dass es eine sehr, sehr lange Suche wird.«

»Vor allem hab ich bisher nur in Büchern gesucht. Herr ... Guido hat schon Recht, wenn er sagt, dass ich im wahren Leben suchen muss. Was aber Myschkin oder Aljoscha betrifft, könnte man sich beide sicher ohne Probleme in einem Kreis wie diesem vorstellen. Natürlich wären sie irgendwie anders als die meisten hier.«

»Hört, hört!«, rief der Dicke lachend und fast alle anderen lachten mit. Karel bemerkte seinen kleinen Fauxpas und hielt sich peinlich berührt seine rechte Hand über den Mund, aber Guido klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter.

Die Vermieterin

»Na, Herr Puto, wie war Ihr Abend? Es ist ja schön, dass Sie wohl einmal unter Menschen gekommen sind!«

Nadja Tesslowski saß in ihrem Wohnzimmer auf der Couch und blätterte in einer Illustrierten. Karel musste durch dieses Zimmer, um in seinen Wohn- und Schlafraum zu kommen, den er seit etwa einem Jahr zur Untermiete bewohnte. Die Vermieterin war eine stille, zurückhaltende Frau, die darauf achtete, nie aufdringlich oder gar neugierig zu sein. Weil auch Karel ihr gegenüber eher schweigsam war und nicht annahm, dass sie für seine literarischen Pläne besonderes Verständnis aufbringen würde, war ihre Wohngemeinschaft eine sehr ruhige. Dies hieß nicht, dass die beiden sich nicht mochten.

Nadja Tesslowski stammte aus der Ukraine. Sie war mit einem deutschstämmigen Mann verheiratet gewesen, der als Spätaussiedler nach Deutschland gekommen war. Das war noch zur Zeit des Eisernen Vorhangs gewesen, und für Nadja hatte der Umzug bedeutet, die Kontakte zu ihrer Familie, zu ihrer Verwandtschaft und ihren Jugendfreundinnen fast vollständig zu kappen. Es war ihr nicht leicht gefallen, aber sie und ihr Mann hatten eine gute Ehe

geführt, und die Aussicht, sich in Deutschland durch Fleiß ein bescheidenes Stück Wohlstand zu erarbeiten, war für sie eine Perspektive gewesen. Viele ihrer Angehörigen in der Ukraine hatten ihr beim Abschied mit Tränen in den Augen zugeraten, die Gelegenheit zu nutzen, die Trostlosigkeit und wirtschaftliche Depression ihres Heimatlandes hinter sich zu lassen.

Karel wusste nicht viel über Nadja Tesslowski. Irgendwann einmal war ihm in einem Winkel des Wohnzimmers ein angegilbtes Foto aufgefallen, das Nadja und Artur Tesslowski zusammen vor einer Strandkulisse zeigte. Er hatte es eine Weile betrachtet, weil ihm das Gesicht der hübschen blonden Frau bekannt erschienen war. Da hatte Nadja ihm erzählt, dass auf dem Foto ihr verstorbener Mann zu sehen sei und dass die Aufnahme auf der Krim entstanden war.

Nadja Tesslowski schien nur noch eine entfernte Ähnlichkeit mit der lachenden jungen Frau auf dem Foto zu haben, was nicht nur daran lag, dass von der schlanken Figur nichts mehr erhalten war. Zwar waren Nadjas Gesichtszüge nicht hart geworden, aber sie wirkte doch fast immer müde und ernst und erschien älter als die meisten Frauen Ende 40. Seit sie in Deutschland lebte, hatte sie immer hart gearbeitet, zumeist als Putzfrau und zwischendurch als ungelernte Arbeiterin am Fließband. Ihre Ausbildung war in Deutschland nichts wert, darüber machte sie sich keine Illusion, und sie nahm es als gegeben hin, dass man sie in ihrem zweiten Leben nur als billige Arbeitskraft wahrnahm.

Als ihr Mann nach einer kurzen Krebserkrankung viel zu jung verstorben war, hatte sie mit dem Gedanken gespielt, in die Ukraine zurückzukehren, aber zum einen hatten die Zeit und die politischen Umbrüche in ihrem Familien- und Freundeskreis inzwischen zu vielen Verwerfungen geführt, und zum andern hatten sie und ihr Mann über die Jahre hinweg einige Verwandte mit Geldüberweisungen unterstützt. So sah es Nadja als ihr Los an, weiter in Deutschland zu bleiben, fleißig zu arbeiten und bescheiden zu leben, um in der fernen Ukraine als Wohltäterin wirken zu können.

Einen Raum ihrer Wohnung hatte sie seit dem Tod ihres Mannes untervermietet, meistens an Studentinnen. Karel Puto hatte bei ihr vorgesprochen, weil er ihre Anzeige in einem Wochenblatt gelesen hatte. Eigentlich hätte sie das Zimmer lieber wieder an eine Studentin vermietet, aber Karel hatte sich als erster gemeldet, und Nadja hatte ein schlechtes Gewissen gehabt, den zwar etwas wortkargen, aber freundlich und anständig wirkenden Mann abzuweisen, der die Kündigung seiner vorherigen kleinen Wohnung schon

einige Wochen in der Tasche hatte und bisher erfolglos auf der Suche nach einer neuen Unterkunft gewesen war.

Ein Zimmer zur Untermiete sollte für Karel zunächst nur eine Übergangslösung sein, aber er stellte bald fest, dass er sich bei Nadja Tesslowski wohlfühlte. Wenn er die Zimmertüre hinter sich schloss, genoss er weiterhin die Ruhe seiner bisherigen Einsiedelei, doch nachdem es sich abgezeichnet hatte, dass er nicht gleich wieder ausziehen werde, hatte die Vermieterin ihm angeboten, gegen ein bescheidenes Entgelt für ihn zu waschen und ihn nach Absprache auch zu verköstigen.

Irgendwann hatte er sogar festgestellt, dass sie das eine oder andere Loch in seinen Kleidern gestopft hatte. Wenn er es nicht vergaß, bedankte er sich dafür und steckte ihr einen kleinen Geldbetrag zu. Manchmal aßen sie inzwischen gemeinsam zu Abend, wenn Nadja Tesslowski nicht zu spät von der Arbeit heimkehrte. Die Reinigungsfirma, bei der sie beschäftigt war, setzte sie in einem Betrieb ein, wo sie erst nach Dienstschluss die Büros betreten durfte. Dies bedeutete, dass sie oft erst heimkam, wenn sich Karel schon in sein Zimmer zurückgezogen hatte.

An diesem Abend war sie ausnahmsweise vor ihm nach Hause gekommen. Karel hatte ihr am Morgen erzählt, dass er sich mit Roland Hiller träfe. Nun schauten ihn ihre etwas müden Augen freundlich an, und er verspürte das Bedürfnis, ein paar Worte mit ihr zu wechseln, ehe er zu Bett ging.

»Sie sind ja noch wach, Frau Tesslowski. Bei Ihnen ist es wohl wieder etwas später geworden mit ihrer Arbeit.«

»Ach, Sie wissen doch«, seufzte sie. »Seit ich bei den Capitol-Werken arbeite, komme ich kaum einmal vor 22 Uhr heim. Die Busverbindung abends ist ja nicht gerade die Beste.«

»Ja«, bestätigte er. »Ich musste auch eine Viertelstunde an der Haltestelle warten, um die Linie 61 zu erwischen.«

»Sie waren mit Herrn Hiller in der Innenstadt?«

»Wir waren bei einer kleinen Gesellschaft. Herr Hiller kennt da einen Kreis von Literaturfreunden, der sich regelmäßig bei einem gewissen Herrn Leverus trifft. Ein humorvoller Mensch, der wohl regelmäßig für den Kulturteil der Morgenpost schreibt. Der Kreis nennt sich der ›Dichterzirkel‹.«

Nadja Tesslowski lächelte: »Na, da waren Sie ja ganz gut aufgehoben. Sind das Schriftsteller wie Sie, die sich bei Herrn Leverus treffen?«

»Nun, es scheint da durchaus einige ambitionierte Schreiber zu geben. Allerdings arbeiten die meisten wohl in anderen Berufen. Heute Abend trug allerdings ein begabter junger Mann einige seiner Gedichte vor.«

»Gedichte?« Nadja Tesslowski schien richtig aufmerksam zu werden. »Ich habe früher Gedichte sehr geliebt. In meiner Heimat gibt es einige hervorragende Poeten. Schreiben Sie zuweilen auch Gedichte, Herr Puto?«

»Nein. Die liegen mir nicht«, entgegnete Karel verlegen. »Mein Metier ist ja das Erzählwerk. Vielleicht erwähnte ich schon Dostojewskij ...«

Über Nadja Tesslowskis Gesicht huschte ein fast spitzbübisches Lächeln. »Ich glaube, Herr Puto, Sie haben den Namen Dostojewskij gelegentlich schon fallen lassen.«

Karel bemerkte die leise Ironie nicht. »Gedichte sind mir in ihrer Aussage oft zu vage«, fuhr er fort. »Natürlich habe ich nichts gegen eine schöne gepflegte Sprache, aber viele Gedichte verstehe ich einfach nicht. Besonders die modernen. Dieser Guido Kronendorf jedoch scheint mir einige interessante Gedanken zu Papier gebracht zu haben. Herr Kronendorf ist der Dichter, der heute bei Herrn Leverus aus seinen Werken vorgelesen hat. Ich wechselte später einige Worte mit ihm.«

»Sie müssen es mir sagen, wenn, ich Sie aufhalte, Herr Puto«, sagte Nadja Tesslowski. »Aber ich würde gerne hören, über was dieser Herr Kronendorf so schreibt. Irgendwie lebe ich ja in einer Welt, in der man sich gar nicht vorstellen kann, dass es noch Menschen gibt, die Gedichte schreiben und sie anderen vorlesen.«

»Hm. Das meiste aus diesen Gedichten habe ich leider schon wieder vergessen«, bedauerte Karel. »Es waren Naturschilderungen und Ähnliches, manches hörte sich nach Liebesgedichten an. An eines erinnere ich mich noch, weil es fast wie ein Gebet formuliert war. Das interessierte mich natürlich, denn in Dostojewskijs Werken ist ja die Frage nach Gott auch eine ganz wesentliche.«

»Sie und Ihr großer Russe«, lachte Nadja Tesslowski. Karel stellte fest, dass es wohl das erste Mal war, dass er solch ein Lachen bei ihr bemerkte. Es war ein überraschend warmes und herzliches Lachen. Er hatte seine Vermieterin immer als freundliche und herzensgute Person wahrgenommen, aber er hatte sie auch im Stillen dafür bedauert, dass ihr Leben aus Mühe und Arbeit zu bestehen schien und keinen Raum für Fröhlichkeit ließ. Zwar war er selbst in der Regel ernsthaft und grüblerisch, aber an anderen gefielen ihm Freude und Fröhlichkeit,

wenn sie nicht von der lauten Art waren, die er meist als aufgesetzt empfand. Er beobachtete gerne Menschen, die Lebensfreude ausstrahlten.

Nadjas Lachen steckte ihn an, denn er bemerkte jetzt selbst seine Neigung, jedes Gespräch auf sein Lieblingsthema zu lenken.

»Oh, Sie müssen mich schon für einen besonderen Vogel halten, aber wenn es Sie gelegentlich interessiert, kann ich versuchen, Ihnen zu erklären, warum mir das Thema so wichtig ist. Es geht ja nicht um die Vergötterung eines Dichters, sondern darum, dass ich mein Leben der Erkundung der Wahrheit widme und ich Dostojewskij für den besten Fährtenleger halte.«

»Aber finde ich nicht auch Ihre Bibel stets aufgeschlagen auf dem Nachttisch liegen, wenn ich bei Ihnen Staub wische? Viele behaupten doch, die Bibel sei der Schlüssel zur Wahrheit.« Nadja lächelte wieder. »Aber jetzt haben Sie es fast geschafft, von den Gedichten abzulenken. Handelte dieses eine Gedicht, das Sie erwähnten, auch von der Suche nach Wahrheit?«

Karel dachte kurz nach. »Ich weiß es nicht. Ich sagte ja, dass mir Lyrik oft etwas vage und unbestimmt erscheint. Jedenfalls würde ich diesen Dichter Guido Kronendorf gerne näher kennenlernen.«

»Oh«, sagte Nadja, »ich beneide Sie fast um die Gelegenheit, solche Menschen zu treffen. Wissen sie, ich habe früher wirklich Gedichte geliebt. In der Ukraine war ich ja Lehrerin, das habe ich Ihnen wohl noch gar nie erzählt.«

»Nein, das wusste ich nicht«, sagte Karel überrascht. Diese Mitteilung machte ihn sehr nachdenklich, denn nie hätte er vermutet, dass seine Vermieterin eine gebildete Frau war. Als sie zuerst von ihrer Liebe zu Gedichten sprach, hatte er an Poesiealben und Kalenderblätter gedacht. Warum eigentlich? Was hatte ihn dazu bewogen, Nadja Tesslowski keinen literarischen Geschmack zuzutrauen? Selbst wenn sie eine einfache Arbeiterin war, hätte ihm das nicht das Recht gegeben, sie nicht ernst zu nehmen. Nun hatte sie ihn beschämt, ohne es wohl beabsichtigt zu haben. Er fragte sich, ob er es sie in den vergangenen Monaten hatte spüren lassen, dass er sie für eine ungebildete Frau hielt. Zum Glück konnte er von sich behaupten, dass er versuchte, allen Menschen mit gleicher Achtung zu begegnen. Dies hatte ihn sicher vor groben Fehlern bewahrt, aber dennoch erschreckte ihn die Feststellung, dass er Nadja Tesslowski von einem Moment auf den anderen mit anderen Augen sah, nur weil sie ihm erzählt hatte, dass sie Lehrerin gewesen war.

Nadja deutete sein Schweigen so, als wolle er sich nun doch zurückziehen. »Es ist spät«, sagte sie. »Vielleicht können wir ja am Wochenende mal einen Kaffee zusammen trinken und ich versuche, Sie doch noch etwas über ihren ›Dichterzirkel‹ ausfragen.«

»Sehr gerne«, sagte Karel. »Gute Nacht, Frau Tesslowski. Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht.«

Der Zeuge

Als Karel am anderen Morgen aufstand, hatte Nadja Tesslowski die Wohnung bereits verlassen. Nadja hatte mehrere Putzstellen und arbeitete an jedem Samstag bei einem Arztehepaar. Vor seinem routinemäßigen Gang zur Bibliothek wollte Karel an diesem Tag zunächst ein bis zwei Stunden an seinem Romanmanuskript weiterarbeiten. Dies konnte er hier am Schreibtisch tun, da er keine Literatur aus der Bibliothek benötigte. Er schlurfte in die Küche und schaltete den Wasserkocher an. Meist begann Karel den Tag mit einer Tasse Instantkaffee. Er stellte fest, dass sein Glas mit Kaffeepulver leer war, aber Nadja hatte ein volles Glas daneben gestellt. So konnte er kurz darauf eine dampfende Tasse Kaffee in sein Zimmer tragen und sie auf dem Schreibtisch abstellen.

Karel hatte es sich angewöhnt, morgens zunächst einen kleinen Bibelabschnitt zu lesen. Meist schlug er dafür nach dem Zufallsprinzip die Bibel auf und las einfach ein Kapitel durch. Überraschend oft stieß er dabei auf Gedanken, die ihn in den Tag begleiteten. An diesem Morgen landete er mitten im ersten Brief, den der Apostel Paulus an die christliche Gemeinde in Korinth geschrieben hatte. Im 14. Kapitel tauchte ein Begriff auf, der neu für ihn war. Das »Reden in Zungen«. Es schien darum zu gehen, dass es durch den Geist Gottes möglich war, in fremden und unbekannten Sprachen zu sprechen. Der Apostel beherrschte anscheinend diese Kunst, denn er schrieb »Ich danke meinem Gott, dass ich mehr in Zungen reden kann als ihr alle. Aber in der Gemeinde sprach ich lieber fünf Worte mit meinem Verstand, damit durch meine Stimme andere etwas lernen konnten, als tausend Worte in einer unbekannten Sprache.«

Die Haltung des Apostels gefiel Karel. Es klang so, als ob es dem frommen Mann eher darum ging, den Menschen etwas über Gott beizubringen, als sich selbst daran zu berauschen, von Gott besondere Fähigkeiten erhalten zu haben. Der Held seines zu schreibenden Romans musste auch etwas von diesem Charakterzug mitbekommen, dachte Karel und war damit in Gedanken schon bei

seinem Manuskript. Er las durch, was er zuletzt zu Papier gebracht hatte. Dann brachte er ein paar kleine stilistische Verbesserungen an und wollte gerade den ersten neuen Satz anfügen, als es an der Wohnungstür klingelte.

Er überlegte, ob er das Klingeln ignorieren solle, aber um diese Zeit konnte es der Paketbote sein. Wenn er die Post in Empfang nahm, ersparte er seiner Vermieterin einen zusätzlichen Gang zum Postamt. Er legte also seinen Füllfederhalter zur Seite, stand auf und ging zur Tür, um sie zu öffnen.

»Guten Tag, haben Sie Zeit für ein kurzes Gespräch?« Es war der ältere von zwei Männern in dunklen Anzügen, der diese Frage an Karel richtete.

»Wir würden mit Ihnen gerne über die Bibel sprechen«, fügte der Jüngere hinzu.

Karel war überrascht. Es war Jahrzehnte her, seit ihm zum letzten Mal Zeugen Jehovas an einer Haustür begegnet waren. Seither waren sie ihm nur zuweilen an öffentlichen Plätzen aufgefallen, wo sie meist stumm ihre Zeitschriften anboten. Karel musterte die beiden. Der Ältere schien etwa gleich alt wie er selbst zu sein. Der Mann war etwas untersetzt, und in seinem gemütvoll wirkenden Gesicht fiel die Röte von Nase und Wangen auf. Er hatte die Krawatte etwas nachlässig gebunden, ganz im Gegensatz zu seinem jüngeren Begleiter, an dem besonders ein strenger Seitenscheitel auffiel. Der Jüngere war vielleicht dreißig Jahre alt und wirkte wie ein Notar oder Bankangestellter.

»Ich habe eigentlich gerade wenig Zeit«, sagte Karel wahrheitsgemäß, denn es drängte ihn an sein Manuskript zurück, aber der Gescheitelte ergriff sogleich das Wort: »Sie wissen ja, dass in Kürze das Jahr 2000 vor der Tür steht. Sie hören und lesen von Kriegen und Umweltkatastrophen und von Korruption. Machen Sie sich da nicht auch manchmal Gedanken, wie es mit dieser Welt weitergehen wird?«

Karel kratzte sich verlegen am Kopf. Er wollte nicht unhöflich wirken und sagte: »Sicher macht man sich da so seine Gedanken.«

»Und sind Sie nicht auch enttäuscht«, setzte der junge Mann seine Rede fort, »wenn Sie hören, dass selbst die Kirchenführer oft in unschöne Affären verwickelt sind. Vielleicht kennen Sie ja die Kirchengeschichte. Dann wissen Sie, was da in fast zweitausend Jahren alles an Unrecht geschehen ist: Glaubenskriege, Zwangsmission, Prunksucht. Meinen Sie, Gott kann mit solch einer Kirche zufrieden sein? Können Sie solch einer Institution Vertrauen entgegenbringen? Darf ich Sie nach Ihrer Konfession fragen?«

»Nun«, sagte Karel und hatte dabei fast ein schlechtes Gewissen, »ich bin katholisch, freilich nicht praktizierend.«

Da ergriff der ältere der beiden Zeugen Jehovas das Wort: »Denken Sie, dass es richtig ist, wenn sich ein Mensch als Stellvertreter Gottes bezeichnet?« Mit fast besorgt klingendem Tonfall fügte er hinzu: »Wissen Sie, dass das Papstamt im Mittelalter käuflich war und dass viele Päpste uneheliche Kinder hatten?«

»Und die evangelische Kirche ist nicht besser«, schaltete sich der Gescheitelte wieder ein. »Haben Sie davon gehört, dass dort geplant ist, Homosexuelle zu trauen? Wissen Sie, dass es evangelische Pfarrer gibt, die in den Gottesdiensten die Bibel als Fantasiebuch bezeichnen dürfen, ohne dass ihre Kirchenleitung einschreitet?«

Karel wollte kein längeres Gespräch beginnen, fühlte sich aber zu einer Antwort verpflichtet. Er hoffte, den beiden zu entkommen, indem er sagte: »Sehen Sie, um Kirche kümmere ich mich nicht viel, aber ich lese regelmäßig die Bibel und glaube, dass sie mit Recht die Heilige Schrift genannt wird, weil sie Gottes Wort enthält.«

Tatsächlich schien den beiden Männern die Antwort zu gefallen, denn sie nickten zustimmend. Karel glaubte schon, sie verabschieden zu können, doch der Jüngere stellte ihm eine weitere Frage: »Fänden Sie es nicht schön, wenn Sie von einer Gruppe Menschen hörten, die wie Sie die Bibel studieren und Gottes Gebote ernst nehmen und danach leben?«

Diese Frage wollte Karel nicht verneinen, obwohl er wusste, dass der Fragesteller mit jenen Menschen nur und ausschließlich die Zeugen Jehovas selbst meinte. Ihm fiel deshalb zunächst einmal keine passende Antwort ein. Stattdessen schaute er etwas ratlos zunächst den jüngeren und dann den älteren der beiden Männer an. Der Gescheitelte erwiderte Karels Blick mit einem triumphierenden Ausdruck, während sich die freundlich geschäftsmäßige Miene des Älteren plötzlich veränderte und seine Augen Karel überrascht fixierten.

»Karel? Karel Puto?« Er hatte die Stimme erhoben.

»Äh, ja«, sagte Karel, nun seinerseits überrascht.

»Aber auf der Türklingel steht Tesslowski!«

»So heißt meine Vermieterin.«

»Dann ist ja alles klar. Karel Puto! Mensch Karel, kennst du deinen alten Kollegen Beutelmaier nicht mehr. Globus-Versicherung. Das muss, warte mal,

irgendwann vor 1985 gewesen sein, denn in dem Jahr hab ich selber den Laden verlassen. Du gabst ja nur ein kurzes Intermezzo, aber ich hatte dich damals unter meinen Fittichen.«

Der Mann vor der Tür schaute ihn erwartungsvoll an. Karel musste seine Gedanken so lange sortieren, dass es ihm fast peinlich war. Dann jedoch konnte er Beutelmaier einem Zeitabschnitt seiner fast verdrängten beruflichen Vergangenheit zuordnen.

»Ja, hm, Beutelmaier, jetzt besinne ich mich auch. Ich weiß jedoch Ihren oder vielmehr deinen Vornamen leider nicht mehr.«

Beutelmaier lachte. »Haha, ich heiße Volker.«

»Volker?« Karel grübelte. »Den Namen habe ich wohl völlig vergessen. Ich erinnere mich jetzt wieder an dein Gesicht, aber ich erinnere mich, ehrlich gesagt, an keinen Volker.«

»Oh, das kann daran liegen, dass ich die ganze Abteilung damals geduzt habe, während du mich beharrlich ›Herr Beutelmaier‹ genannt hast. Na ja, du schienst mir damals in dem Laden ohnehin nicht recht heimisch gewesen zu sein und warst ziemlich, wie könnte man sagen, ... unlocker.«

Karel errötete: »Ich bin damals mit der Arbeit nicht zurechtgekommen. Daher musste ich die Globus-Versicherung schon nach wenigen Monaten verlassen. Das war keine schöne Zeit für mich. Ist es Ihnen überhaupt recht, wenn ich Sie ›Volker‹ nenne?«

»Ihnen ... recht ...?«, prustete Volker Beutelmaier. »Mensch, Karel, Lockerheit scheint immer noch nicht deine Stärke zu sein. Nenn mich Volker und sag gefälligst ›du‹ zu mir! Und wenn wir dich für unseren Verein hier anwerben können, sind wir sowieso Brüder, nicht wahr, Detlev?«

Der Gescheiterte blickte seinen Begleiter etwas überrascht an, denn diese burschikose Ausdrucksweise war er von anderen Zeugen Jehovas, mit denen er sonst im Dienst unterwegs war, nicht gewohnt. Außerdem hieß er nicht Detlev, sondern Hans-Jürgen.

Weltuntergang

Volker Beutelmaier hatte seinen Begleiter Hans-Jürgen mit dem Auftrag fortgeschickt, vor dem gegenüberliegenden Discountladen Zeitschriften anzubieten. Das zählte in der Liste der guten Taten eines Zeugen genauso viel